

## Vorwort

### Heidrun Zinecker

Mit diesem Working Paper präsentiert sich der Lehrstuhl „Internationale Beziehungen“ am Institut für Politikwissenschaft der Universität Leipzig erstmals gemeinsam. Drei DoktorandInnen, die sich in der Mitte ihres Weges zur Dissertation befinden, stellen ihre schon fundierten, aber noch *in progress* befindlichen Arbeiten vor. Ihre Betreuerin und Lehrstuhlinhaberin will nicht abseits stehen und legt erste Ergebnisse eines neuen Forschungsprojektes vor.

„Gewalt und Kognition“, so der Titel des Working Paper, ist als Thema in den Sozialwissenschaften noch nicht vergeben. Wenn überhaupt, dann taucht es bei Medienanalysen und in der Psychotherapie auf. Die hier vorliegenden Beiträge jedoch verorten sich in den Sozialwissenschaften und sind dezidiert politikwissenschaftlicher Natur. Ihr Anliegen ist es zugleich, Brücken zu bauen, über die Politikwissenschaft hinaus. Gewalt wird von allen AutorInnen im engstmöglichen Sinne, als absichtsvolle physische Schädigung Anderer, verstanden. Die in der Literatur breit diskutierte Frage, was Gewalt sonst noch alles sei, wird hier nicht aufgenommen. Kognition wird hingegen begrifflich breit gefasst und schließt Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Denken, Vorstellung, Urteilen, Glauben, aber auch Lernen, Erinnern und „kulturelle Schemata“ (als besondere Form von Vorstellung) ein. In diesem Working Paper soll es allerdings nur um die drei letztgenannten – komplexeren – Kognitionstypen gehen. Die *erste Brücke*, die das Paper spannen will, ist demnach die zwischen handfester physischer Gewalt und den – sehr viel diffuseren – kognitiven Orientierungen von Akteuren in einer gewaltgeprägten Umwelt.

Die *zweite Brücke* soll zwischen „alter“ und (nunmehr allerdings nicht mehr gar so) „neuer“ Gewaltforschung geschlagen werden, die ihre Impulse aus der Soziologie, Ethnologie, Anthropologie, Geschichte und den Kulturwissenschaften erhielt. Ging es der alten Gewaltforschung um eine täterzentrierte Ursachensuche physischer Gewalt, wandte sich die neue Gewaltforschung davon ab – mit dem Argument, bei jener stelle das „Warum“ der Gewalt deren „Wie“ und die Täterperspektive die Perspektive der Opfer in den Schatten. Schließlich sei Gewalt ohnehin nur imaginiert, lediglich konstruktivistisch erzählbar und nicht kausal herleitbar, sodass ihr rationalistisch, mithin empirisch-analytisch, nicht beizukommen sei. Wie so oft in der Wissenschaft (und auch sonst) sollte damit eine Krankheit mit einer anderen kuriert werden. Das Kind wurde mit dem Bade ausgeschüttet. Der Lehrstuhl geriet vor diesem Hintergrund in die „Verlegenheit“, dass ihn beides interessierte – das „Warum“ *und* das „Wie“ der Gewalt, ihre Täter *und* ihre Opfer, und darüber hinaus noch andere Akteure, die auf die eine oder andere Weise in Gewaltprozesse und deren Folgen involviert sind.

So kam es, dass im Working Paper nur zwei AutorInnen, Hannes Warnecke mit Blick auf die salvadorianischen Jugendbanden und Heidrun Zinecker in ihrer Analyse der kolumbianischen Guerilla FARC-EP, die Täterperspektive bemühen. Dana Jirouš hat sich demgegenüber der diffusen Dreifachrolle zugewandt, die die vom nordossetisch-inguschetischen Konflikt Betroffenen in ihrer Eigenschaft als frühere Opfer, gegenwärtige Beobachter und potenzielle Gewalttäter spielen, während Stefanie Rämmler in Bosnien-Herzegowina und Mazedonien nicht so sehr die einstige ethnisch motivierte politische Gewalt interessiert, sondern deren dauerhafte Einhegung, und zwar durch die Kooperation der EU- und UN-Polizeimissionen mit der lokalen Polizei. Auch ihr geht es nicht um Täter, allerdings ebenso wenig um Opfer und kontemplative Beobachter von Gewalt, sondern um Friedensakteure, die gehalten sind, das Gewaltpotenzial vormaliger Gewalttäter einzudämmen.

Die *dritte Brücke* will das Working Paper – über „Kognition“ – zwischen den beiden Metatheorien der Sozialwissenschaften, dem Rationalismus und dem Konstruktivismus, modellieren. Dies soll erreicht werden, indem die heuristischen Vorzüge beider Metatheorien unter Umgehung ihrer jeweiligen Nachteile verknüpft werden, um so das derzeitige „Lagerdenken“ beider Paradigmen zu überwinden: Nur aus rationalistisch-kausaler Perspektive kann Kognition über Strukturbezüge hergeleitet werden. Und nur aus konstruktivistischer Perspektive ist es sinnvoll zu fragen, wie kognitive Faktoren „aussehen“ und wie sie – vermittelt über dadurch gewandelte Identitäten – Politik beeinflussen. Das heißt, Kognition wird in diesem Working Paper von den AutorInnen insofern exogenisiert, als angenommen wird, dass erst strukturelle Veränderungen zu ihrer Genese und ihrem Wandel herausfordern. Sie wird endogenisiert, wenn behauptet wird, dass dabei kein Determinismus und Automatismus herrscht, sondern 1) die Beeinflussung der Akteure durch Strukturen nur vermittelt über die kognitive Anstrengung der Akteure erfolgt, 2) eine solche Beeinflussung geschehen kann, aber nicht muss und 3) sich der Wandel der Strukturen nur über die Rückwirkung von – als Produkt von Kognition – gewandelten Ideen auf Politik vollzieht. Ebendieser Vermittlungsprozess zwischen Struktur und Akteur über Kognition kann allein weder durch den Rationalismus noch durch den Konstruktivismus durchschaubar gemacht werden. Dafür ist Brückenbau, sind Vermittlungsmechanismen nötig. Möglich wird der Brückenbau nur über jene Ansätze beider Metatheorien, die moderat sind, weil sie von epistemologischen und ontologischen Mittelpositionen ausgehen.

Im Working Paper wird die Brücke vom „Ufer“ der rationalistischen Perspektive aus geschlagen. Das ist wagemutig, weil es, zumindest in den Internationalen Beziehungen als Teildisziplin der Politikwissenschaft, der Konstruktivismus ist, der die Möglichkeit eines solchen Brückenbaus für sich allein in Anspruch nimmt und dem Rationalismus abspricht. Trotz ihres rationalistischen Ausgangspunktes sind die hier vertretenen AutorInnen auf ihrer „virtuellen“ Brücke vom Rationalismus zum Konstruktivismus verschieden weit vorangeschritten bzw. setzen deren Pfeiler unterschiedlich: Am weitesten in Richtung Konstruktivismus ist Dana Jirouš gegangen, die unter Erinnerung die „(Re)Konstruktion einer Auswahl von vergangenen Erlebnissen und Erfahrungen“ fasst. Am anderen Ende der Brücke, weil am stärksten dem Rationalismus verhaftet, ist der Beitrag Stefanie Rämmers angesiedelt, der seinen Lernbegriff der organisationalen Unternehmensforschung entnimmt. Hannes Warnecke ist derjenige, der mit Politischer Ökonomie und „kulturellen Schemata“ (als „prototypisch vereinfachende“ Weltsicht im Sinne einer „rekonstruktiven Sozialforschung“) zwei Außenpfeiler der Brücke setzt, die er über „Gewalt als Gewaltpraxen“ verbindet. Erst in der Gewaltpraxis werde entschieden, welches „Wissen“ tatsächlich „zum Einsatz kommt“. In seinem Aufsatz, der bewusst an den Beginn des Working Paper gestellt ist, macht Warnecke den Brückenschlag, aber auch das Spannungsfeld zwischen Rationalismus und Konstruktivismus am weitesten auf. Heidrun Zinecker hat sich zunächst, wie Stefanie Rämmers bis zuletzt, allein im Rationalismus des organisationalen Lernens verortet, um dann zu erkennen, dass die ideationalen Ergebnisse dieses Lernens auch konstruktivistisch „verzerrt“, ja „ausgehobelt“ werden können – etwa wenn Lernen über „Geschichte als Argument“ interveniert.

Seine *vierte Brücke* schlägt das Working Paper zwischen Ursprung und Zukunft des Lehrstuhls „Internationale Beziehungen“ am Leipziger Institut für Politikwissenschaft. Gegründet von Hartmut Elsenhans, seines Zeichens hochverehrter Lehrer der Herausgeberin, stand der Lehrstuhl über viele Jahre so sehr und selbstverständlich unter der Ägide eines politökonomisch gefassten puren Strukturalismus, dass nicht einmal ein expliziter Hinweis auf die zugrundeliegende epistemologische und ontologische Metatheorie fallen musste. Hatte Elsenhans für nicht-westliche Gesellschaften über lange Zeit das Erklärungspotenzial für Politik allein oder zumindest vordergründig in der Rentenökonomie gesehen, ging er spätestens mit seinem Nachdenken über die Autonomie von Zivilgesellschaft und neuen kulturell-identitären Bewegungen darüber hinaus. Es war sein Denken autonomer Zivilgesellschaft, das seine Schülerin Heidrun Zinecker angeregt hat nachzufragen, wie weit diese Autonomie, aber auch die von politischen Akteuren und Politik schlechthin denn reichen kann und welche – die Autonomie erweiternde oder einschränkende – Rolle Kognition dabei spielt. Hat Zinecker in ihren früheren Arbeiten den Spielraum für Autonomie von Politik zunächst für Zivilgesellschaft, dann für Transformationen zu demokratischeren politischen Regimen sowie für Gewalteinhegung durch peace-making und peace-building, schließlich aber auch für Gewalt selbst – allerdings nicht für ihre konkrete Formen – überprüft, wendet sich mit Han-

nes Warnecke der „Schüler der Schülerin“ genau der letzteren Problematik zu. Damit gerät Warnecke in den „Sog“ einer sich durch Kognition noch einflussreicher, aber auch komplizierter gestaltenden Autonomie, weil Akteure durch Kognition auf ihre Autonomie Einfluss nehmen können, indem sie diese über ihre eigenen Imaginationen und Bedeutungszuschreibungen gestalten und steuern, wobei sie sie nicht notwendig vergrößern, sondern auch einzuschränken vermögen.

Verbleibt Rämmler beim rational kalkulierenden homo oeconomicus und versucht Zinecker von dort aus mit ihrer normativen Sicht auf Friedenslernen den homo sociologicus in ihr Modell zu integrieren, was sie paradoxerweise nur schafft, indem sie auch den homo significans ins Feld führt, ist Jirouš längst beim homo significans angekommen. Warnecke indes verschmilzt homo oeconomicus und homo significans zu einem Ganzen, ganz ohne den Umweg über den homo sociologicus. Auffällig ist, dass es selbst den stärker konstruktivistisch argumentierenden Warnecke und Jirouš nicht gelingt, von der Kognition auf die Gewalt zu schließen, sondern nur umgekehrt. Das allerdings ist eher der Metatheorie, der sich beide AutorInnen verpflichtet fühlen, anzulasten als ihnen selbst.

Alle AutorInnen bemühen sich schließlich um eine *fünfte Brücke*: um das nur selten verwirklichte wissenschaftliche Ideal einer gleichgewichtigen Verbindung von Theorie und Empirie. Folgen Rämmler und Jirouš *einer* Theorie, die sie durch Empirie verifizieren, sind Warnecke und Zinecker eklektischer: Warnecke mit einem interdisziplinären Entwurf, Zinecker „nur“, indem sie die Grenzen ihrer Disziplin am Rand aufsprengt. Es liegt nahe, dass beim Versuch dieses Brückenschlages auch konkurrierende Methoden kombiniert werden: die des Erklärens und des Verstehens: Während Jirouš „nur“ versteht und Rämmler „nur“ erklärt, erklären Warnecke und Zinecker *auch* über das Verstehen. Am Ende jedoch stellen alle AutorInnen das Ideographische in den Dienst des Nomothetischen und „entpuppen“ sich insofern – ob pro oder wider Willen – als Rationalisten, oder sie „kokettieren“ zumindest mit rationalistischem Erklärungsdrang.

Doch sind die Beiträge des Working Paper nicht nur theoriegeleitet bzw. gar theoriegenerierend. Sie sind auch unterforschten Empirien gewidmet, denen nur über Primärquellen beizukommen ist: Alle vier AutorInnen haben sich in intensive Feldforschung und mutige Experteninterviews in Gewaltgebieten begeben. Mit Ausnahme von Zinecker, der entsprechende Interviews mit Kombattanten und Intellektuellen der FARC-EP nur Hintergrundinformation waren, besitzen die Experteninterviews aller (anderen) AutorInnen die Bedeutung von Texttragenden Quellen. Jirouš und Zinecker ziehen als Primärquellen Originaltexte „ihrer“ Kognitionsakteure hinzu, denen sie sich mit text- und diskursanalytischen Verfahren nähern.

Die Fallauswahl im Working Paper erfasst die Ränder Europas und Lateinamerikas. Eine *sechste Brücke* verbindet also zwei Kontinente und vier Weltregionen. El Salvador am pazifischen Rand Zentralamerikas und Kolumbien als nordöstliche Spitze Südamerikas bilden die lateinamerikanische Klammer des Working Papers: Dabei sind die salvadorianischen Jugendbanden, die Maras, Zeichen dafür, auf welche neue Weise diese Ränder inzwischen gewaltsam aufbrechen. Die kolumbianische Guerilla FARC-EP hingegen ist ein halbes Jahrhundert älter als die salvadorianischen Maras und hat sich über diese lange Zeit recht gut an ihrem „gewaltimprägnierten“ südamerikanischen Rand eingerichtet. Bosnien-Herzegowina und Mazedonien als südosteuropäische und Nordossetien und Inguschetien als nordkaukasische Bruch- und Randzone Europas zeugen davon, dass Gewaltanfälligkeit und Gewaltwirklichkeit keineswegs nur eine Angelegenheit der „Dritten Welt“ ist.

Auch was die Gewaltintensitäten und -formen betrifft, deckt das Working Paper ein breites Spektrum mit großer Varianz ab: Zurzeit präsente Gewalt untersuchen Warnecke und Zinecker, während sich Jirouš und Rämmler der in Friedenszeiten anstehenden kognitiven Verarbeitung früherer Gewalt widmen. Warnecke analysiert mit El Salvador ein Land mit weltweit höchsten Opferraten infolge von Gewaltkriminalität nach einem erfolgreichen Friedensschluss des Bürgerkrieges vor immerhin mehr als zehn Jahren. Der von ihm untersuchte Kognitionstyp „kulturelle Schemata“ ist für diese hohe Gewaltintensität allerdings nicht verantwortlich, wohl aber dafür, dass nur ganz bestimmte und keine anderen Gewaltformen entstanden sind. Denn es sind genau diese Schemata, die Gewaltressourcen über Raum und Zeit hinweg zu Gewaltformen binden, strukturieren und zur Verfügung halten. Jirouš und

Zinecker blicken nicht auf kriminelle, sondern auf politische Gewaltkonflikte: Jirouš ex post auf einen eher kurzen bewaffneten Territorialkonflikt und Zinecker auf einen noch immer fortdauernden, in der Summe sehr blutigen Guerillakrieg, der zumindest zeitweise ein Bürgerkrieg war. Obwohl der nordossetisch-inguschetische Konflikt um das strittige Territorium von Prigorodnyj Rajon 1992 vergleichsweise wenig Opfer forderte, schaffe es, so Jirouš, selbst unter dieser Bedingung allein die Erinnerung, ihn kognitiv so wiederzubeleben, dass die Mobilisierungsressourcen weit über seine Dauer hinaus reichen und noch immer aktiviert werden könnten. Wenn hier Erinnerung eine derartige Langzeitwirkung hat, mag das aber auch damit zu tun haben, dass mit Emotionen zugleich nicht-kognitive Einflussfaktoren – als Verstärker – wirken. Zineckers Beitrag hat den seit 1964 andauernden, ja veralltäglichten Guerillakrieg in Kolumbien im Blick und fokussiert auf widerstreitende Lernprozesse, die entweder als Friedenslernen geeignet sind, den Konflikt zu beenden, oder ihn als Gewaltlernen verstetigen, ja radikalisieren. Rämmlers Aufgabe ist es, in der Postkonfliktphase nach einem Krieg (in Bosnien-Herzegowina von 1992 bis 1995) und einem weniger eskalierten bewaffneten Konflikt (in Mazedonien 2001) Gewalteinhegung zu untersuchen, wobei jene Lernprozesse von Friedensakteuren im Mittelpunkt stehen, die für deren Dauerhaftigkeit verantwortlich zeichnen. Um ethnisch motivierte Gewalt bzw. ihre Folgen geht es nur Rämmler und Jirouš, nicht aber Warnecke und Zinecker. Wenn indes Warnecke im Fall El Salvadors zeigt, dass „kulturelle Schemata“ auch für nicht-ethnische Konflikte relevant sind, ist das durchaus bemerkenswert.

In seinem wissenschaftlichen Ertrag bestätigt das Working Paper zunächst, was der Lehrstuhl, ob unter Elsenhans oder Zinecker, schon wusste und wovon er stets ausgegangen war: Strukturelle Konfiguration und erst recht rent seeking allein kann nicht erklären, wann, wo und in welcher Form Gewalt tatsächlich ausbricht. Dies kann bestenfalls Gewaltanfälligkeit, nicht aber Gewaltwirklichkeit begründen. Erst stärker ausdifferenzierende strukturelle Konfigurationen und das Handeln von Akteuren sind dafür entscheidend, wann und wie der Übergang zwischen Gewaltanfälligkeit und Gewaltwirklichkeit erfolgt. Spätestens hier erhebt sich die Frage, welche Bedeutung dafür die kognitive Verarbeitung alter Strukturen und die ideationale Antizipation neuer Strukturen durch die handelnden Akteure hat. Als für den Lehrstuhl neu, weil erst als Ertrag des vorliegenden Working Paper stellt sich heraus, dass Kognition beileibe nicht nur von situativer, sondern auch von langfristig strukturierender Bedeutung ist: Zum einen ist Kognition nicht immer jener Hebel, der „plötzlich“ die Balance zwischen strukturellen opportunities und constraints in die eine oder andere Richtung kippt, weil nicht notwendig der – proaktive – Garant dafür, dass Agenzien den (Gewalt-)Strukturen vorauslaufen und sie transformieren. Denn Kognition kann auch konservativ sein und die Trägheit von Gewaltstrukturen sichern. Dies wiederum hängt damit zusammen, dass Kognition zum anderen – über Gewaltformen und -ordnungen oder über Gewalteinhebungsformen – Gewaltkonfigurationen auch strukturiert und verfestigt. Kognition ist also ambivalent und manches Mal – nicht nur wenn verschiedene Kognitionen zusammenwirken – gar dilemmatisch. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen muss die oben gestellte Frage konkretisiert und dahingehend umformuliert werden, wann welche Kognition Gewalt strukturiert, wann verfestigt und wann überwinden hilft und was im Spannungsfeld von Gewalt und Frieden passiert, wenn verschiedene Kognitionstypen und -formen zusammenwirken.

Die Beantwortung dieser, konkreteren Fragestellung erfordert mindestens dreierlei: 1) die innere Ausdifferenzierung der Kognitionstypen (Erinnern, Lernen und „kulturelle Schemata“) in ihre konkreten Formen und die Analyse von deren Zusammenwirken, 2) die Untersuchung des Aufeinandertreffens der drei Kognitionstypen und 3) die Verortung aller kognitiven Interdependenzen bzw. Interaktionen in den sie umgebenden strukturellen Konfigurationen. Ein kompliziertes, kaum fassbares Bedingungsgefüge und Forschungsdesign tut sich hier auf.

Was Punkt 1) betrifft, so versucht Zinecker zu zeigen, was geschieht, wenn mit organisationalem Lernen und Lernen über „Geschichte als Argument“ unterschiedliche Formen des Kognitionstyps „Lernen“ aufeinanderprallen. Rämmler interessieren die Möglichkeiten verschiedener organisationsinterner Lernbedingungen und deren Zusammenspiel mit bestimmten Lernstufen. Jirouš stellt dar, wie öffentliches kollektives Erinnern mit individuellen und, in Familien, kommunikativen Erinnerungsformen zusammengeht, ja von ihnen überwölbt wird. Warnecke zeigt, wie und unter welchen Bedingungen verschiedene „kulturelle Schemata“ – in

diesem Fall Ehre, Rang und Geld – aktiviert werden können und wie sie in der Folge Gewaltformen wandeln.

Punkt 2) impliziert die Frage, was eintritt, wenn verschiedene Kognitionstypen zusammentreffen, wenn also zu Lernen Erinnerung hinzukommt und das so entstandene Amalgam „zu allem Überfluss“ auch noch von (eventuell sogar kontradiktorischen) „kulturellen Schemata“ gerahmt wird. Diese Frage kann im vorliegenden Paper nicht beantwortet werden, denn dazu bedürfte es einer umfassenderen Untersuchung, die für jede Weltregion alle relevanten Kognitionstypen (und nicht nur einen) einschließen müsste.

Punkt 3) legt nahe, die Ergebnisse zu 1) und 2) in den strukturellen Kontext höchst unterschiedlicher geographischer, ökonomischer und politischer Bedingungen zu stellen. Mit vier strukturell stark variierenden Weltregionen wäre die Bedingung dafür in diesem Working Paper gegeben, doch würde dies einen variablenorientierten Vergleich der vorgelegten Fallstudien erfordern, der hier nicht erfolgen kann. Dennoch seien schon vorab dazu erste Überlegungen erlaubt, und zwar anhand der Frage, wie die genannten Kognitionstypen im strukturellen Kontext von Entwicklungspfaden – hier von Gewalt- und Friedenspfad – wirken, zu denen sich die Strukturen über mittlere Zeiträume verdichten.

Wird ein Gewaltpfad vorausgesetzt, so scheinen Erinnerung und „Geschichte als Argument“ Pfadabhängigkeit eher zu verfestigen als zum Abbruch des Pfades beizutragen. Erinnerung verbleibt, wie Jirouš schreibt, im Rahmen eines ganz bestimmten sozialen Kontextes (im Sinne der „cadres sociaux“ von Maurice Halbwachs), den sie nicht sprengt. Ist ein Gewaltpfad virulent, ist das Ergebnis also eindeutig. Doch was geschieht, wenn der Gewaltpfad, wie im Nordkaukasus, aber auch in Ex-Jugoslawien, von einem Friedenspfad abgelöst wurde? Selbst dann, so macht Jirouš für den Kaukasus deutlich, bleibt die Erinnerung an den abgelösten Pfad als Mobilisierungsressource für Gewalt bestehen. Sie ist aber auch nur Ressource und nicht mehr. Damit sie aktiviert würde und den Friedenspfad aufbräche, brauchte es gewaltbereite Mobilisierer.

Noch ambivalenter stellt sich das Verhältnis von Pfad und „kulturellen Schemata“ dar: Auch letztere scheinen laut Warnecke zu „schlafen“, solange sie nicht durch sich verändernde strukturelle Kontexte und entsprechende Opportunitäten aktiviert werden, und selbst das geschieht lediglich selektiv. „Kulturelle Schemata“ rahmen auch nur Weltsicht und sind nicht proaktiv. Sie binden lediglich Gewaltformen und strukturieren dadurch den Gewaltpfad, implementieren ihn aber nicht und können ihn auch nicht abbrechen, geschweige denn durch einen Friedenspfad ersetzen. Was aber passiert mit ihnen im Kontext des Wechsels vom Gewalt- zum Friedenspfad? Bleiben sie bestehen, werden sie „irgendwie“ umfunktioniert oder von anderen, für Friedenspfade besser geeigneten „Schemata“ verdrängt? Warnecke stellt diese Fragen nicht, sie sind auch nicht Anliegen seines Aufsatzes, doch das Problem, wie die von ihm für El Salvadors Jugendbanden herauspräparierten „kulturellen Schemata“ Ehre, Rang und Geld wirkten, wenn sich das strukturelle „window of opportunity“ für den Wechsel zum „Friedenspfad“ öffnete, stellt sich durchaus.

Das Problem verkompliziert sich noch dadurch, dass das Akteurshandeln für einen Pfadwechsel erst dann, nur in dem Maße und auch nur in der Weise bedeutungsvoll werden kann, wie Pfade, hier der alte Gewaltpfad und der neue Friedenspfad, von den Handelnden über kulturelle Deutungsmuster bzw. Schemata imaginiert werden. Denn gäbe es diese Imaginationen nicht, könnten Strukturen und folglich auch die Opportunitäten für Pfadwechsel nicht wahrgenommen werden. Andererseits vereinfachen aber „kulturelle Schemata“ die Sicht auf die Welt und folglich auch die auf die strukturellen Opportunitäten für Pfadwechsel. Dann aber fragte sich, ob diese komplexen Opportunitäten für Pfadwechsel überhaupt erkannt werden können und warum die bestehenden „kulturellen Schemata“ das nicht verhindern. Schließlich können, laut Warnecke, „kulturelle Schemata“ nur quer liegende Informationen nicht verarbeiten, bestätigende, aber auch „störende“ Informationen durchaus. Da aber nun die Information über einen drohenden Pfadwechsel ganz gewiss „störend“ ist, sollte diese von den gegebenen „kulturellen Schemata“ auch verarbeitet werden können. Wie aber geht das mit der für „kulturelle Schemata“ typischen Tendenz zur Vereinfachung zusammen?

Lernen hingegen ist eine proaktivere und weniger konservative Kognitionsform als Erinnerung und „kulturelle Schemata“. Es ist daher geeignet, die für einen Pfadwechsel nötige Antizipation zu leisten. Aber auch Lernen ist ambivalent: Zinecker weist nach, dass Lernen über „Geschichte als Argument“ – genauso wie Erinnerung bei Jirouš – konservativ, aber auch innovativ sein kann: Einerseits können mit dieser Kognitionsform gewaltsame Handlungsregeln und -optionen und somit auch Gewaltpfade legitimiert sowie konserviert und ein diesbezügliches „Wir“ von Ingroups (und natürlich auch das „Sie“ von Outgroups) konstituiert werden. Dabei ist Zineckers „Geschichte als Argument“ dem „kollektiven“ Erinnern als „gelernter Geschichte“ bei Jirouš nahe. Doch ist es damit nicht identisch, weil es mehr ist als eine mentale Wiederbelebung geschichtlicher Ereignisse, denn es legitimiert nicht nur, sondern produziert auch neue Ideen, ja kann diese für neue Handlungsoptionen fruchtbar machen und ist folglich innovativ. Deshalb ist Lernen über „Geschichte als Argument“, im Unterschied zur Erinnerung, andererseits nicht nur Spielart von „Lernen am Modell“ als Nachahmung, sondern auch von „Lernen als Einsicht“ in die Notwendigkeit von Problemlösungen. Aber reichte die Innovationskraft von Lernen über „Geschichte als Argument“ auch aus, einen eingeschlagenen Gewaltpfad zugunsten eines Friedenspfades zu verlassen, zum Beispiel wenn als geschichtliches Argument Frieden herangezogen würde? Hier wird davon ausgegangen, dass weder Erinnern noch „Geschichte als Argument“ über einen Wechsel vom Gewalt- zum Friedenspfad entscheiden kann. Vermutet wird auch, dass das Erinnern von Gewalt und Gewalt als „geschichtliches Argument“ von den Betroffenen stärker internalisiert werden als das Erinnern von Frieden und Frieden als „geschichtliches Argument“, wobei gerade diese Kognitionen, um zu wirken, in besonderem Maße auf externe Bedingungen angewiesen sind.

Trotz seines insgesamt größeren Wandlungspotenzials ist aber auch organisationales Lernen ambivalent: Anders als Lernen über „Geschichte als Argument“, das sowohl „Lernen als Einsicht“ in Problemlösungen als auch „Lernen am Modell“ im Sinne von Nachahmung repräsentiert, ist organisationales Lernen *nur* „Lernen als Einsicht“. Gerade damit bietet organisationales Lernen eher die Chance, dass ein Gewaltpfad verlassen wird und Gewalteinhegung gelingt, wenn auch nur die Chance und nicht Gewissheit. Denn gegenüber der Umwelt der lernenden Akteure besitzt dieses Lernen eine proaktivere, vorausseilende, ja vorwegnehmende Funktion und folglich eine stärker pfadwandelnde Bedeutung als Lernen über „Geschichte als Argument“. Eine erste Ambivalenz zeigt sich dabei darin, dass das ursprünglich konservative Interesse an Lernen – das an der Bewahrung der eigenen Organisation – zum Wandel der Umwelt und zu Pfadwechsel führen kann.

Eine zweite Ambivalenz des organisationalen Lernens steht im Zusammenhang mit dem Wandel durch Lernen von lernender Organisation einerseits und von deren Umwelt andererseits: Das Potenzial von Lernen für den Wandel der lernende Organisation hat, zumindest explizit, im vorliegenden Working Paper nur Rämmler im Blick, bei Zinecker steht der Wandel der Umwelt im Vordergrund. Rämmler zeigt am Beispiel Internationaler Organisationen überzeugend, dass flache Hierarchien mit mehreren Entscheidungsebenen und viel Informalität Lernen eher ermöglichen als Organisationen mit steilen Hierarchien, wenig Entscheidungsebenen und Informalität. Zinecker hingegen demonstriert, wenn auch ohne diesen Fokus, dass Guerillas, obwohl als militärische Organisation Prototyp steiler Hierarchie, fehlender Dezentralisierung und Informalität, trotzdem lernen. Auch auf Warneckes Maras würde das zutreffen. Rämmler weist explizit und Zinecker implizit nach, dass Organisationsstrukturen selbst keinen Lernprozess auslösen, sondern nur in Abhängigkeit vom Anpassungsdruck aus der Umwelt. Insofern hebt Rämmler die Organisationsstruktur der lernenden Organisation als notwendigen Vermittler hervor. Für Zinecker jedoch spielt Organisationsstruktur eine geringe Rolle, und bei Jirouš sind die lernenden Akteure ohnehin keine Organisationen. Doch selbst die von Jirouš untersuchten Individuen erinnern sich – ähnlich wie lernende Organisationen – vor einem kommunikativen Hintergrund, in diesem Fall dem der Familie. Familie wiederum besitzt, laut Jirouš, für Kognition eine ähnliche Filter- bzw. Linsenfunktion wie die „kulturellen Schemata“ bei Warnecke. Am Ende jedoch kann für Zineckers wie für Rämmlers Beitrag geschlussfolgert werden, dass er dem Anpassungsdruck aus der Umwelt als externe Lernbedingung und entsprechenden feedback-Schleifen eine größere Bedeutung für die Reichweite von Kognition zumisst als den Organisationsstrukturen als interne Lernbedingung.

Die dritte Ambivalenz des organisationalen Lernens (im Kontext eines Gewaltpfades) offenbart sich darin, dass es sich als Gewaltlernen *und* als Friedenslernen vollziehen kann. Und selbst *wenn* es als Friedenslernen stattfindet, kann organisationales Lernen „in sich“ ambivalent sein: Denn seine Ergebnisse müssten mit Blick auf den Wechsel vom Gewalt- zum Friedenspfad bereits dann verfügbar sein, wenn sich das strukturelle „window of opportunity“ für entsprechende Verhandlungen öffnet, also noch bei Virulenz des Gewaltpfades. Zugleich aber braucht das organisationale Lernen selbst ein Gelegenheitsfenster, das in der Regel nicht mit dem für Friedensverhandlungen zusammenfällt. Organisationales Lernen von internationalen Polizeimissionen wird, wie Rämmler eindrücklich zeigt, erst jenseits des Gewaltpfades relevant, das heißt nachdem der Friedensschluss Erfolg hatte, dann aber in hohem Maße. Polizeimissionen sind noch unter der Bedingung des Friedenspfades gefordert, eigene Lernprozesse zu vollziehen – auch um das Friedenslernen der ihnen „anvertrauten“ Ex-Gewaltakteure bzw. dessen Ergebnisse stabil zu halten und deren Potenziale für Gewaltlernen dauerhaft einzudämmen.

In der Gesamtschau zeigt sich nicht nur, dass unter konstanten Pfadbedingungen unterschiedliche Kognitionen verschiedenartig wirken, sondern auch, dass dieselben Kognitionen in unterschiedlichen Pfadkonstellationen verschiedene Wirkungen entfalten. Es steht zu vermuten, dass es in Bezug auf Strukturen sowohl eher konservativ (Erinnern und „kulturelle Schemata“) als auch eher proaktiv (organisationales Lernen) wirkende Kognitionen gibt – Lernen über „Geschichte als Argument“ nimmt hier anscheinend eine Zwischenposition ein – so wie auch manche Kognitionstypen, wie etwa Lernen, intentionaler, zielführender, das heißt zweckrationaler sind als andere. Der Kognitionstyp, der, wie zum Beispiel Erinnerung, bei den einen Akteuren konservativ ist, kann von anderen Akteuren proaktiv und zielführend mobilisiert werden. Es hat sich auch angedeutet, dass Kognition in den hier untersuchten Typen und Formen für den Bestand von Gewaltpfaden und für den Wechsel vom Gewaltpfad zum Friedenspfad eine größere Rolle spielt als für den Bestand von Friedenspfaden und den Wechsel vom Friedens- zum Gewaltpfad. Was die Autonomie von Friedensakteuren und deren transformatorisches Handeln unter der Bedingung von Gewaltpfaden angeht, ist das schon einmal eine gute Aussicht.

Alles in allem, die Schlussfolgerungen aus diesem Working Paper zeigen eines: Der Brückenschlag zwischen den großen sozialwissenschaftlichen Theorien, mithin zwischen Rationalismus und Konstruktivismus, fördert mehr, weil Komplexeres zutage als ein kräftiges „sowohl als auch“. Das Forschungsfeld ist also kompliziert und gerade deshalb lohnend.